

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Prämumerationspreis 22½ Sgr. (7 Zblr.) vierteljährlich, 3 Zblr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Agenten.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 41.

Berlin, Dienstag den 5. April

1836.

### Polen.

Von dem poetischen Geiste der Polnischen Nation.

(Aus dem Pamietnik umiejtnosci i nauk.)

Einer der berühmtesten Dichter unseres Jahrhunderts, Lord Byron, sagt, „daß die größten Dichter unseres Erdballs diejenigen sind, von denen wir am wenigsten wissen und denen wir gar nicht diesen Namen beilegen.“ Wiewohl dieser Ausspruch zu gewagt erscheinen mag, so ist doch das gewiß, daß die Poesie nicht darin zu suchen ist, daß Jemand Verse macht; vielmehr kann man ein Dichter seyn, ohne je einen Vers geschrieben zu haben. Hat nicht der Reisende z. B., der, in den Sonnen-Aufgang oder in eine ähnliche Natur-Erscheinung vertieft, Thränen der Entzückung vergießt und gen Himmel sein Antlitz richtet, in diesem Augenblick mehr poetischen Sinn, als Tausende von Gelehrten und Versmachern, die Tag und Nacht lesen und Verse dreheln und mit der Feder wie mit einer Handwerks-Maschine arbeiten, welche, um in Bewegung gesetzt zu werden, einer mechanischen Berührung, nicht aber der Entzückung des Geistes bedarf? Wie wir also unter den einzelnen Individuen einen Unterschied machen zwischen denjenigen, die Verse schmieden, und denen, die wahre Dichter sind, so müssen wir auch im Allgemeinen die Nationen als poetisch oder nicht poetisch klassifiziren. Man darf sonach auch über den poetischen Geist eines Volkes nicht nach der größeren oder geringeren Anzahl derjenigen urtheilen, die Verse machen, oder nach den dicken Bänden, die in der Sprache dieses Volkes gedruckt sind. Dafür spricht die Polnische Nation am deutlichsten. Kein Volk hat vielleicht in seinem Leben so wenig Verse niedergeschrieben, wie das Polnische; keines aber war durch den ganzen Inhalt seines Lebens eine poetischere Nation, als gerade die Polen.

Schwierig ist es, darüber klarer zu sprechen; denn wer das Wesen der Poesie auffassen will, der muß auch ein Auge dafür besitzen. Wie derjenige die verschiedenen Farben der Sonne nicht wird unterscheiden können, der mit dem gewöhnlichen unbewaffneten Auge dieselben anstarrt, so bedarf auch der Gedanke eines Prisma, durch welches die Erscheinungen dieser Welt gehen müssen, um dann erst von dem poetischen Geiste in ein poetisches Gewand eingehüllt zu werden.

Könnten wir durch dergleichen Prismen des Dichters das alte Polen sehen und auf einmal den gesammten Kreis der darin aufgezeichneten merkwürdigen Erscheinungen erfassen, — welche Bilder, welche malerische Gestalten würden uns dann aus der durchlebten Vergangenheit, aus so vielen historischen Fehlern und aus den Unglücksfällen des Landes entgegen treten! Die Engel, welche nach einer alten Ueberlieferung\*) den armen Stellmacher besuchen, vereinigen uns augenscheinlich mit einer anderen überirdischen Welt, lenken auf einmal unser ganzes Ich gen Himmel und werden die Vermittler unseres Glaubens; die ritterliche Jungfrau\*\*), welche, ihr eigenes Glück verschmähend, sich in die Fluthen der Weichsel hineinstürzt, wie trefflich personifizirt sie nicht Polen, ein Land, das, voll jugendlichen Gefühls, stets bereit war, neue Kämpfe zu kämpfen, und das endlich der Untreu den ruhmvollen Tod vorzieht? Wenn wir der ferneren Entwicklung des öffentlichen und National-Lebens mit forschendem Blicke nachgehen, welchen wunderbaren poetischen Anblick gewährt uns die in sich so wunderbar zusammengekehrte adeliche Republik? und wen überrascht nicht der durch keine Ereignisse gestülte Drang nach neuen Kriegen, nach neuem Ruhm? Wer erstaunt nicht über das große Drama der Reichstage, die eine Fülle von Ereignissen, Leidenschaften verschiedener Art und so manche Intriguen entwickeln? Wer lächelt nicht über jenes Lärmen und Gepolter der Schmarotzer, die durch das ganze Land Landtage halten möchten, die den Tempel belagern und sich durch keine äußere Gewalt beruhigen lassen? Wer bewundert nicht die unbegrenzte Gastfreundschaft, die gute fröhliche Laune, die Lust, sich überall pomphaft zu zeigen, die kein Unglücksfall in engere Gränzen zurückzubringen vermag? Wen seht dieses Alles nicht in Erstaunen? In der That, man bedarf nicht mehr des vorhin genannten Prisma, um aus diesem verworrenen Gemisch der widerwärtigsten Ereignisse, die in dieser Art in keinem anderen Lande gehöret und gesehen wurden, einen Boden der fruchtbarsten Poesie zusammenzuspinnen.

Was soll ich von dem Alltagsleben dieses Polen sagen, von den Anfällen und Stürmen des Adels, von den Höfen der Magnaten, von ihren Waffenzügen, Hochzeitfesten, Begräbnissen, von den Wallfahrten von den einen Gütern zu den anderen, bei welcher Gelegenheit

eine weit ausgedehnte Karawane, bewaffnet und ohne Ordnung, einige Meilen nachzog? Dieses Alles hat zwar unseren Fall mit hervor gebracht; es darf jedoch nicht hindern, die Sachen so zu betrachten, wie sie sich unserem Auge darstellen.

Ist denn der ganze Zeitraum unserer Geschichte nicht ein großartiges, unermeßliches, schönes Gedicht, welches nicht nur kein anderes Volk ausgearbeitet, sondern auch kein Dichter je in seiner Phantasie erzeugt hat?

Polen besaß unter anderen verschiedenen Merkwürdigkeiten, die demselben ein so charakteristisches und ihm nur eigenthümliches Ansehen gaben, eine gewisse Gattung von Improvisatoren, von Ueberlieferungs-Dichtern, welche, diesem Lande eigenthümlich, nirgends so sehr den Sitten und Gewohnheiten entsprachen und auch nirgends sich eines solchen Rufes zu erfreuen hatten, wie in Polen. Das Nationalleben der früheren adelichen Republik, nachdem es unter dem Gehimmel der Landtage und Tribunals-Sitzungen verfaßelt war, fand für sich kein öffentliches Feld. Bekannt ist es, daß der Polnische Adel, der tüchtigste Säbelführer und Streiter auf den Landtagen, jeder stillen und mühsamen Arbeit abhold war und Künste und Wissenschaften nicht sonderlich liebte. Während er also den Ausländern in dieser Beziehung den ganzen Gewinnst und Ruhm in die Hände spielte, bedurfte unser Adel doch, ungeduldig und hastig wie er war, einer fortwährenden Bewegung. Die Landwirtschaft war ihm keine Wissenschaft, sie diente vielmehr nur zu seiner Erholung. Der Edelmann, der von dem Schlachtfelde zurückgekehrt war, fand in seinem Hause für sich keine Beschäftigung; er besuchte also seine Verwandten, Freunde, oder lud dieselben zu sich ein, gab Gastmähler, ergözte sich und disputirte. Bei einer solchen Lebensart mußte freilich die Fähigkeit, zu erzählen, eine große Rolle spielen und sehr hoch bezahlt werden; wetteifernd entwickelte sie sich daher. Die nackte Wahrheit, die gewöhnliche Wirklichkeit vermochte nicht kräftig genug die Aufmerksamkeit der schmausenden Zuhörer zu fesseln; es mußte ihnen die Phantasie zu Hülfe kommen; es entstanden daher verschiedenartige Erzählungen, deren Urheber, ohne es zu wissen, zu wahrer Poesie sich oft empor schlangen. Es waren dies keine gemüthliche Minnefänger, die gefühlvoll oft fremde Ereignisse ins Gedächtniß zurückriefen, die des Gewinnes wegen fremde Höfe besuchten und unter Begleitung der Laute einen abenteuerlichen Mitter oder eine geheimnißvolle Fürstin besangen. Es waren dies vielmehr breitschultrige, schnurdartige und bejahrte Edelleute, die im Kreise der sich gleichstehenden Herren (Brüder\*) glänzend vom Totapertank in freundschaftlichen Ergießungen eigne Erzeugnisse über heimathliche Gegenstände, örtliche Begebenheiten, bekannte und unbekante Personen erzählten, und welche bei dem Jauchzen und Lärmen des fröhlichen Adels unter der Menge von Bedienten und Hofleuten, bei dem Wiederhalle unzähliger Titels-Verkündigungen, bei dem Anblicke so mancher malerischen Gestalt, unter dem bunten Gewirre von Trachten und geschorenen Häuptern die Thaten der Anwesenden besangen, während andererseits auf dem Hofe fast unter den Augen des sich so belustigenden Adels die tapfere und lustige Jugend sich in Turnierspielen übte, oder nach dem Ringe stach, oder die von Holz geschnittenen Köpfe von Türken und Tartaren niederbieb. Für diese glücklichen Menschen, denen, bei einer solchen Fülle des Alltagslebens, bei dergleichen Eindrücken, der ganze Aufenthalt auf der Erde nur ein fröhliches Mahl zu seyn schien, für solche Menschen mußte freilich das kürzeste Nachdenken ein Weg zur Langeweile werden; die Wäckerwelt war ihnen eine todte, eine zu enge.

Ist es denn in der That nicht besser, sich glücklich zu fühlen, als über Glück nachzusinnen? Ist es nicht angenehmer, in einer poetischen Atmosphäre zu leben, als Verse zu machen? Lasset uns darüber Menschen fragen, welche, wie Schiller sagt, stets freien Eingang zu den Himmelsporten haben; fragen wir die Dichter, wann sind sie am meisten poetisch, dann, wenn sie in der Gesellschaft der Natur und mit Beiseitsetzung aller menschlichen Rücksichten, gleich den Vögeln in dem Thau des jungen Tages sich baden, singend in der Seele ein noch nie vernommenes Lied, oder dann, wenn sie über einem Blatt Papier sitzen, Verse sangen und immer neue Worte austreichen, die, nicht unähnlich den empfindungslosen Dienern, es uns niemals gut genug machen können.

Das poetische Leben unserer Vorfahren war zu süßig und zu gehaltreich, als daß man es auf dem todten Papier wiedergeben konnte. Deshalb darf man über ihren poetischen Geist nicht nach dem urtheilen, was sie geschrieben. Die Improvisation war ihnen eigenthümlich, und

\*) Aus der fabelhaften Geschichte Polens.

\*\*) Wanda, ebenfalls eine Erscheinung der fabelhaften Geschichte Polens.

\*) Paulo Bracie (Herr Bruder), technischer Ausdruck, so sprach ein Edelmann den anderen an, ohne Unterschied, ob er reich, von großem Ansehen war, oder hohe Aemter bekleidete.

diese fand ein hinlängliches Feld in den Erzählungen jener mündlichen, häuslichen, sich selbst unbekanntem Dichter, in denen sich auch die gesammte Poesie der vereinigten Jahrhunderte vereinigt. Sie ging mit den Geschlechtern, mit ihrem wirklichen Leben dahin, als unzertrennliche Geleiterin derselben. Die Namen der glücklicheren Erzähler, bekannt und geliebt in den Familien- und Freundes-Kreisen, lebten noch eine Zeit lang nach ihrem Hintritte; sie verlieren sich und schwinden mit dem Verschwinden ihrer ehemaligen Zuhörer. Selten nur haben ihre Erzählungen und Erzeugnisse nachgehallt in der späteren Ueberlieferung in schwachen und immer mehr erbleichenden Strahlen. Was kümmerte es diese Menschen, daß von ihnen die Nachwelt nichts weiß, daß sie vergingen, gleich der Erscheinung eines schönen Tages, daß von ihrem Daseyn auf dieser weiten Erde nicht erfahren sollten die späteren melancholischen Schriftsteller? Sich, nicht Fremde, ihre eigenen, nicht fremde Angelegenheiten haben sie besungen. In dieser aufrichtigen Verachtung der buntesten aller Erdenpuppen, welche man Ruhm genannt hat, in der vollständigen Hingebung, in der gänzlichen Auffassung des Augenblickes, wie viel Kraft, wie viel Frische des Geistes, wie viel Poesie lag nicht darin! So steigt der Vogel ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen, so strömt die Blume den süchtigen Dufte aus, so verweilt sie, ohne die Spur desselben zu hinterlassen.

Gegen das Ende der Republik lebte noch einer dieser poetischen Erzähler; ihn kannte das ganze damalige Polen; sein Name und sein Andenken, von einem ungewöhnlichen Glanze umgeben, ist auf den Anfang unseres Jahrhunderts gekommen. Sein großer Nationalruf verwehrt sich mit jedem Tage mehr und schwindet gleich dem reißenden Strome mit so vielen dahingegangenen Gegenständen. Aber wer von uns hat nicht den Namen Radziwill's, des Wojewoden zu Wilna, vernommen? Man findet kein Haus, keinen Edelhof, wo die Erzählungen dieses merkwürdigen Mannes nicht bekannt und von Munde zu Munde getragen worden wären. Ich weiß nicht, ob einer der größten Dichter unter seiner Nation zu seinen Lebzeiten so viel Ehre, so viel Ruhm als Autor genossen hat, wie Radziwill, obgleich seine Autorschaft nicht durch die Buchdruckerkunst in die Welt getragen wurde; sie erhielt sich nur durch seine Erzählungen. Der Jesuit Kantembryk und der Edelmann Leo Sorowski, beide Hausfreunde des Wojewoden, waren zu ihrer Zeit in Polen mehr bekannt, als in anderen Ländern die Hauptpersonen des berühmtesten Gedichte. Dieser Erzähler, dieser reiche Wojewode, welcher 10,000 Soldaten auf seine Kosten unterhielt, der bei der Bewillkommung des Königs in Warschau mehr verschwendet hat, als das größte Vermögen eines Französischen oder Deutschen Großen betragen mag; dieser Edelmann, der die Erzählungen von seinen Reisen, so wie von der Hochzeit, die er mit einer Wasser-Nixe, fern von der väterlichen Heimath, gefeiert, so anmuthsvoll und so würdig vorträgt, mag uns einen schwachen Begriff davon geben, was zu jener Zeit jene Erzähler bedeutet haben.

## F r a n k r e i c h.

### Die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske.

(Fortsetzung.)

Die Erzählung Voltaire's wiederholte die Hauptzüge aus den Persischen Denkwürdigkeiten, mit Ausnahme des Romans, der in diesem Buche Dschiafer's Gefangennehmung vorangeht: Auf der Reise von der Insel Sainte-Marguerite nach der Bastille trug der Gefangene seine Maske; man hatte Befehl, ihn zu tödten, wenn er sich entdeckte; der Marquis von Louvois besuchte ihn und sprach lebend und mit einer an Ehrerbietung gränzenden Rücksicht zu ihm; es ward ihm nichts abgeschlagen, was er verlangte; er hatte besonderes Wohlgefallen an der feinsten Wäsche und an Epiken; der Gouverneur brachte selbst die Schlüssel auf die Tafel und zog sich dann zurück, nachdem er ihn eingeschlossen hatte. Endlich wird auch das Abenteuer von dem Fischer und dem silbernen Keller sehr dramatisch erzählt; anstatt aber den armen Mann zu tödten, entläßt ihn der Gouverneur mit den Worten: „Es ist ein Glück für euch, daß ihr nicht lesen könnt!“ Voltaire theilt dann noch mehrere Details mit, die „ein alter Arzt der Bastille“, der den Gefangenen in seinen Krankheiten behandelte und dessen Gesicht niemals sah, erzählt haben soll, und fügt die wichtige Bemerkung hinzu: „Als dieser Unbekannte nach der Insel Sainte-Marguerite geschickt wurde, vermuthete man seine angesehene Person in Europa.“

Diese Bemerkung fiel Niemanden auf; Alle aber waren von Staunen und Schrecken ergriffen, als sie diesen kleinen Roman lasen, der so spannend war, daß man ihn bald ergänzt zu sehen wünschte. Die neue Ausgabe des „Zeitalters Ludwig's XIV.“ war allgemein gesucht wegen der beiden Seiten über die eiserne Maske, die Voltaire in den folgenden Ausgaben noch mit neuen Thaten ausstattete; er ging so weit, daß er erklärte, „Herr von Chamillard sey der letzte Minister gewesen, der um dies seltsame Geheimniß gewußt“, und da sein Eidam, der Herzog von Lafeuillade, ihn „auf den Knien beschworen“, ihm zu sagen, „was es mit der eisernen Maske für eine Bewandniß habe“, hätte Chamillard auf dem Sterbebette (1721) geantwortet, er habe einen Eid gethan, dies Staatsgeheimniß niemals zu enthüllen. Von dem Augenblicke an galt die Geschichte von der eisernen Maske für eine feststehende Thatsache, von der Autorität Voltaire's und des Ministers Chamillard unterstützt, und es fragte sich nur noch, wer unter dieser Maske verborgen gewesen sey.

La Beaumelle, der mit Voltaire am Hofe des Königs von Preußen zusammengetroffen war, und der nur auf eine Gelegenheit wartete, um jenem literarischen Despoten den Krieg zu erklären, kam auf den Gedanken, das Zeitalter Ludwig's XIV. zu widerlegen, weil er diese von Voltaire ein wenig oberflächlich geschilderte und bewerkstelligte Epoche von Grund aus kannte. La Beaumelle gab also seine kritischen Noten heraus, worin er sogleich erklärte, daß die Geschichte der eisernen Maske

aus den Persischen Denkwürdigkeiten gezogen sey. Voltaire, der sich auf die Neuheit der allen Geschichtschreibern Ludwig's XIV. entgangenen Anekdote nicht wenig zu Gute gethan hatte, gab zu, daß sie sich in jener „obsturen und jämmerlichen Schmähschrift, wo die Ereignisse eben so verbüllt wären wie die Eigennamen“, befände; er behauptete aber, sein Werk sey „zum Theil schon lange vor den Persischen Denkwürdigkeiten“ verfaßt, deren Widerlegung in denjenigen Punkten, wo die Erzählung von Dschiafer mit der historischen und chronologischen Wahrheit im Widerspruch stand, ihm nicht schwer wurde. Doch gestand Voltaire in dieser Antwort auf La Beaumelle's Schrift, daß es ihn „überrascht“ habe, in den Persischen Denkwürdigkeiten „unter so vielem Falschem auch eine wahre Anekdote“ zu finden. Er glaubte einige achtbare Personen nennen zu müssen, um die Wichtigkeit der Nachrichten, die er über diesen Gegenstand erhalten, darzutun: Herr Nieusse, ehemaliger Kriegs-Commissair in Cannes, war bei der Transportirung des maskirten Gefangenen nach der Bastille zugegen gewesen; der Marquis von Argens hatte erzählt, daß in der Provence die „Abenteuer“ dieses Gefangenen schon im Munde des Volks seyen. Herr Nasolan, Wundarzt des Herzogs von Richelieu und Schwiegervater des „alten Arztes der Bastille“, verbürgte sich für die von seinem Schwiegervater berichteten Thatsachen; die Herren von Lafeuillade und von Caumartin hatten aus Chamillard's Munde selbst von dem Daseyn der eisernen Maske gehört; und die Zeugnisse der „alten Leute, welche die Minister davon hatten sprechen hören“, machten die Thatsache vollends noch „authentischer“, als irgend ein anderer Beweis.

Um die Neugier seiner Leser in Albem zu erhalten, ließ Voltaire die verschiedenen Ansichten über die Person dieses Gefangenen die Aufmerksamkeit passiren; er bestritt, daß es der Graf von Vermandois gewesen, denn dieser sey im Jahre 1683 im Lager von Courtray „an den Pocken“ gestorben; oder der Herzog von Beaufort, der im Jahre 1669 bei der Belagerung von Kandien von den Türken getödtet worden; er leugnete auch, daß es ein Mann gewesen seyn könnte, „der um alle Geheime des Herrn Fouquet gewußt“; doch, meinte er, verdiene die dunkle Andeutung, die Chamillard selbst dem Marschall von Lafeuillade gegeben, „um sich von den dringenden Fragen desselben zu befreien“, wohl einige Berücksichtigung.

Voltaire kannte übrigens von dem Zeitalter Ludwig's XIV. nichts als die Oberfläche, und auch der einsichtsvolle Prosper Marchand betrachtet seine Erzählung als einzig und allein aus den Persischen Denkwürdigkeiten entnommen, mit einigen Abänderungen, Zusätzen und Kürzungen.

Die erste Auslegung, die unter der eisernen Maske den Grafen von Vermandois hatte erkennen wollen, wurde sehr bald aufgegeben, und mehrere holländische Gelehrte vereinigten sich, um einem Paradoxen, das man, so gut es ging, auf die Geschichte begründete, Glauken zu verschaffen; sie behaupteten nämlich, der verlorne Gefangene sey ein junger Kammerherr Anna's von Oesterreich und natürlicher Bruder Ludwig's XIV. gewesen. Die Duellisten dieser sonderbaren und skandalösen Anekdote war wohl ein kleines ziemlich seltenes Buch, das im Jahre 1696 bei Pierre Marteau in Köln in Duodex unter dem Titel „Liebschaft der Gemahlin Ludwig's XIII., Anna von Oesterreich, mit dem Cardinal von Richelieu“ erschien; man kann sich aber bei Lesung dieses Pamphlets leicht überzeugen, daß in dem Original-Manuscript nur die Anfangsbuchstaben E. v. R. gestanden hatten, aus denen ein unwissender Drucker „Cardinal von Richelieu“ machte, während dieser Minister in dem Werke selbst eine ganz andere Rolle spielt, als die eines Liebhabers. Man hat daher geglaubt, unter E. v. R. könne der Graf (Comte) von Rivière gemeint seyn. Nach diesem Buche wäre aber vielmehr Ludwig XIV. selbst die Frucht dieser geheimen Liebe gewesen, die der Cardinal begünstigt hätte, um dem Herzoge von Orleans die Aussicht auf den Thron zu rauben, weil dieser auf den Verschlag, die von ihm geliebte Nichte des Cardinals, Parisiatis (Frau von Combalet) zu heirathen, Legierem mit einer Ubrige geantwortet. Ludwig XIII. soll später den Liebeshandel entdeckt und den Grafen von Rivière maskirt ins Gefängniß geschickt haben, wiewohl man nicht einseht, wozu die Maske dienen sollte.

Eine gewichtigere Autorität, als die eines Drangianischen Pamphlets, brachte in Frankreich die freilich eben so unwahrscheinliche Meinung in Umlauf, wonach der Mann mit der eisernen Maske für den Herzog von Beaufort gehalten wurde. Lagrange-Ebancet, der seinen Philippsiten den Vortheil verdankte, an Ort und Stelle, wo der unbekannt Gefangene zwanzig Jahre vor ihm gewohnt hatte, einige Ueberlieferungen sammeln zu können, schrieb auf seinem Schlosse Antoniat in Perigord einen Brief, der in der Année littéraire von 1758 erschien, um gewisse Punkte in der Darstellung des „Zeitalters Ludwig's XIV.“ zu widerlegen. Dieser Brief, der um des Namens seines damals neunundachtzigjährigen Verfassers willen bezieht gelesen wurde, theilte Fréron's Haß gegen Voltaire und hatte keinen anderen Zweck, als diesem „in seinen Forschungen selten genauen“ Historiker zu widersprechen; aber der harte, schneidende Ton des alten Satirikers stimmte nicht zu der Armseligkeit der Thatsachen, die er aus seinem Gefängniß auf der Insel Sainte-Marguerite mitgebracht hatte: er sagte, Herr von Lamotte-Guerin, zur Zeit seiner Haft auf jener Insel (im Jahre 1718) Gouverneur derselben, habe ihm versichert, daß jener Gefangene der Französische Admiral Herzog von Beaufort gewesen, von dem es geheißen, er sey bei der Belagerung von Kandien geblieben, und den man deshalb so behandelt habe, weil er den Absichten Colbert's, dem das Departement der Marine anvertraut war, im Wege gestanden. Das, was Lagrange-Ebancet nach dem Hörensagen mehrerer Genossen seiner Gefangenschaft auf der Insel Sainte-Marguerite erzählte, war nicht der Mühe werth; es stimmte in den Einzelheiten größtentheils mit Voltaire's Erzählung überein; nur erwähnte Lagrange-Ebancet eines lächerlichen und unnützen Umstandes, nämlich, daß der Gefangene „sich damit habe unterhalten können, sich mit einer sehr glänzend polirten Zange das Barthaar auszurufen.“

Voltaire hätte wahrscheinlich die bittere Kritik dieses Schreibens zurechtgewiesen, wäre Lagrange-Chancel nicht noch in demselben Jahre gestorben. Erst als Saint-Joix und der Pater Griffet, mit unverwundlichen Citaten gerüstet, auf den Kampfplatz traten, rührte sich Voltaire, aber nicht etwa, um sich mit ihnen zu messen, sondern, gleich einem Kämpfer, der einen zu leicht besiegbaren Gegner verachtet und trotz aller Herausforderungen unbeweglich bleibt, begnügte er sich damit, folgende Erklärung in seinem philosophischen Lexikon abzugeben: „Der Verfasser des Zeitalters Ludwig's XIV. ist der Erste, der in einer tatsächlichen Geschichte von dem Mann mit der eisernen Maske gesprochen hat, weil er nämlich sehr genau von dieser Anekdote unterrichtet war, die das jetzige Zeitalter in Ersäumen setzt, die Nachwelt in Ersäumen setzen wird und nur zu wahr ist.“

Im Jahre 1768 bemächtigte sich der Widersinn von neuem dieser Geschichte, und Saint-Joix versuchte es in einem Schreiben in der *Année littéraire*, eine Hypothese geltend zu machen, die wenigstens das Verdienst der Seltsamkeit hatte und dabei bei den Freunden des Wunderbaren sehr in Aufnahme kam: Saint-Joix behauptete, der maskirte Gefangene sey der am 15. Juli 1685 in London enthauptete Herzog von Monmouth, Sohn Karls II., gewesen. Auf diesen wunderlichen Einfall brachte ihn eine Aeußerung des Pater Tournemine und eine Stelle im *Summe*, woraus man in der That ersieht, daß in London das Gerücht ging, der Herzog von Monmouth sey gerettet worden, indem einer seiner Anhänger, der ihm sehr ähnlich gewesen, sich bereit gefunden hätte, an seiner Statt zu sterben, während der eigentliche Verurtheilte heimlich nach Frankreich in ewiges Gefängniß gebracht worden sey. Dieser Roman machte viel Glück, besonders da ihm die unerschütterliche Festigkeit Saint-Joix's und die Zielsicherheit seines Stils zu Hülfe kam, und es wurde die Erörterung eines Gegenstandes, mit dem man sich nun schon seit 23 Jahren beschäftigte, ohne daß bei täglichem Wechsel des Terrains der Sieg sich auf irgend eine Seite hingeneigt hätte, hierdurch von neuem aufgefrischt.

Saint-Joix, dieser hitzige ungestüme Kämpfer, der eben so gern den Degen wie die Feder führte, fand indeß anfangs keinen Widerspruch; nur ein Herr von Palteau, aus der Saint-Mars'schen Familie, machte in der *Année littéraire* einige Familien-Ueberlieferungen bekannt, die er schon an Voltaire mitgetheilt, von denen dieser aber noch nicht Gebrauch zu machen für gut gefunden hatte. Herr von Palteau, dessen Bericht in dieser Sache von großer Bedeutung war, stützte sich auf die Autorität eines Herrn von Blainvilliers, Infanterie-Oberst in der Saint-Mars'schen Frei-Compagnie zu Pignerol und auf der Insel Sainte-Marguerite. Die seitdem publizierte Korrespondenz von Saint-Mars bestätigt es, daß damals ein Offizier dieses Namens da gewesen. Nach Herrn von Palteau war der Mann mit der Maske in seinen verschiedenen Gefängnissen unter dem Namen Latour bekannt; nichts aber spricht dafür, daß seine Maske „von Eisen und mit Sprungfedern versehen“ war; er trug diese Maske auf allen seinen Spaziergängen (verwundlich auf den Bastionen der Festung) und bei den Diners, denen Offiziere beizubehnten; er war braun gekleidet, hatte seine Wäsche und bekam Bücher und „Alles, was man einem Gefangenen gewähren kann.“ Als er im Jahre 1704 (1703) starb, that man „Spezereien, die den Leichnam verderben sollten“, in den Sarg, Jenes Schreiben enthielt zwei sehr auffallende Stellen. Herr von Blainvilliers, neugierig, den Gefangenen der Insel Sainte-Marguerite zu sehen, hatte sich die Uniform einer Schildwache geborgt, die in einem Gange unter den Fenstern des Gefängnisses zu stehen pflegte, und blieb „eine ganze Nacht auf diesem Posten, um den Unbekannten zu betrachten, der ohne Maske in seinem Zimmer auf und nieder ging. Dieser Mann war „von weißer Gesichtsfarbe und wohlge wachsen“, wiewohl „sein Wein nach unten zu etwas zu stark wurde“, und er schien, ungeachtet seines weißen Haupthaares, noch in seinen besten Jahren zu seyn. Weiter hatten die Beobachtungen einer ganzen Nacht nichts geliefert. Als im Jahre 1698 Herr von Saint-Mars sich von der Insel Sainte-Marguerite nach der Bastille begab, zu deren Gouverneur er ernannt war, hielt er mit seinem Gefangenen auf seinem Landgut Palteau an, und die Bauern, die ihrem Herrn entgegen kamen und ihn bis aufs Schloß begleiteten, waren Zeugen dieser merkwürdigen Reise: der Mann mit der Maske langte unter Bedeckung mehrerer Reiter in einer Sänfte an, welcher die des Herrn von Saint-Mars folgte. Das Mittagmahl wurde in dem Speisesaal des Erdgeschosses eingenommen: der Unbekannte lebte den nach dem Hofe gehenden Fenstern den Rücken, und Saint-Mars, der ihm gegenüber saß, hatte zwei Pistolen neben seinem Keller liegen; ein einziger Kammerdiener wartete ihnen auf und schloß jedesmal, wenn er die Schlüssel aus dem Vorzimmer holte, die Thür hinter sich zu. Der Gefangene hatte eine schwarze Maske, durch die man seine Zähne und Lippen sehen konnte, und die auch sein weißes Haar nicht bedeckte; er war von hohem Wuchs. Saint-Mars ließ sich neben dem Lager seines Gastes ein Feldbett aufschlagen. Das Auffallende dieser Begebenheit hatte einen tiefen Eindruck in der Erinnerung der alten Leute zurückgelassen, die Herr von Palteau sechzig Jahre später darum befragte.

Widerspruch konnte Saint-Joix nicht gut vertragen; er drehte sich daher, mit seiner Ironie die in dem Schreiben des Herrn von Palteau enthaltenen Behauptungen zu bekämpfen, und es ward ihm nicht schwer, das Zeugniß des Herrn von Blainvilliers zu entkräften; er machte bemerklich, daß ein Offizier der Besetzung eines Soldaten zur bloßen Befriedigung einer tadelnswürdigen Neugier, auf die Gefahr, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, nicht fähig sey, und daß überdies keine Schildwache länger als drei Stunden auf ihrem Posten bliebe; aber selbst wenn dieser Offizier so pflichtwidrig gehandelt hätte, und wenn es ihm gelungen wäre, die Wachsamkeit der Wunden zu täuschen, die in Staats-Gefängnissen alle halbe Stunden den Umzug halten, wie hätte er wohl von der Gallerie unter dem Zimmer des Gefangenen den „unreren Theil des Beines“ dieses Unbekannten sehen können, da noch dazu Gitter und Stangen vor den Fenstern waren? Saint-Joix, der mit

Recht meinte, daß ein Gefangener von solcher Wichtigkeit gewiß besser bewacht worden wäre, fügt nach Pignoniol de la Perce's Beschreibung von Frankreich hinzu, Saint-Mars habe in dem Fort der Insel Sainte-Marguerite ein „sehr sicheres und sehr festes“ Gefängniß bauen lassen. Wirklich war dies Gefängniß, das man zu der Zeit, wo Saint-Joix schrieb, der Merkwürdigkeit wegen zeigte, nur durch ein einziges auf die See hinausgehendes Fenster erleuchtet, das sich ungefähr fünfzehn Fuß über dem Grunde-Weg befand. Saint-Joix ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, seine Ansicht, daß der Gefangene der Herzog von Monmouth gewesen, zu bekräftigen, indem er eine Stelle aus dem besagten Schreiben hervorhob, die auf den Herzog von Beaufort nicht paßte, weil Frau von Choisy auf ein Epigramm dieses Fürsten entgegnete: „Herr von Beaufort möchte gern beißen und kann nicht“, woraus hervorleuchte, daß derselbe in einem Alter von 54 Jahren gar keinen Zahn mehr im Munde gehabt: folglich konnte es der Mann nicht seyn, dessen Zähne die Landleute von Palteau durch die Maske hatten hervorspringen sehen. Saint-Joix bemerkte gegen Lagrange-Chancel unter Anderem auch noch, daß der Herzog von Beaufort, der wegen seiner derben, gemeinen Manieren den Beinamen „König der Hallen“ geführt, schwerlich im Alter und in der Gefangenschaft ein besonders Verlangen nach „reichen Kleidern“ gezeigt haben würde. Uebrigens hätte Saint-Joix sich auf empfehlenswerthere Autoritäten stützen können, als auf die von Sandras de Courtis untergeschobenen Denkwürdigkeiten des Marquis von Montbrun, um zu beweisen, daß der Herzog von Beaufort bei einem Auesfall in Indien getödtet und sein Kopf von dem Groß-Besir nach Konstantinopel geschickt worden sey, wo man ihn drei Tage lang, auf eine Stange gespißt, umhergetragen habe.

Die von Saint-Joix mit dem geistreichen Feuer seines Talents verteidigte Ansicht schien die Oberhand zu behalten; da publizierte plötzlich der gelehrte Herausgeber der Geschichte Frankreichs vom Pater Daniel, der Pater Griffet, selbst Verfasser einer guten Geschichte Ludwig's XIII., seine „Abhandlung über die verschiedenen Arten von Beweisen zur Feststellung der historischen Wahrheit“, in Duodez, Lüttich 1769. Dieser Jesuit, der neun Jahre lang Beichtvater in der Bastille gewesen, war mehr als irgend Jemand im Stande, den dichten Schleier zu lüften, der den maskirten Gefangenen deckte, welchen schon Viele als eine bloß romanhafte, aus Voltaire's oder des Ritters von Moulby's Gehirn entsprungene Gestalt betrachteten, denn man konnte noch kein authentisches Urtheil, wodurch die Existenz des Mannes mit der Maske bestätigt worden wäre. Der Pater Griffet übertraf die Erwartungen, die man von seinem gerechten und unparteiischen Geist begte, indem er zum ersten Mal das geschriebene Tagebuch des Herrn Dujunca, Königlichem Lieutenant der Bastille im Jahre 1698, und die Todtenlisten des Kirchspiels St. Paul herausgab.

Nach diesem Tagebuch, dessen Authentizität nicht in Zweifel gezogen wurde, hatte Saint-Mars, als er von der Insel Sainte-Marguerite anlangte, um das Kommando der Bastille zu übernehmen — es war am Donnerstag den 18. September 1698 um 3 Uhr Nachmittags — in seiner Sänfte einen „alten Gefangenen mitgebracht, den er zu Pignerol gehabt, dessen Name nicht genannt wurde, und der stets maskirt bleiben mußte.“ Dieser Gefangene wurde einstweilen in den Thurm von la Bassinière gebracht, bis Herr Dujunca ihn gegen 9 Uhr Abends in das dritte Zimmer des Thurms von Vertaubidre geleitete, „welches man aufs sorgfältigste möblirt hatte.“ Herr Rosarget, der im Gefolge von Saint-Mars von der Insel Sainte-Marguerite eintraf, „war mit der Bedienung und Pflege des besagten Gefangenen beauftragt, der vom Gouverneur befohlen wurde.“

Der Tod dieses Gefangenen war nach dem erwähnten Tagebuch am Montag den 19. November 1703 erfolgt. „Der unbekante Gefangene, der stets eine schwarzlammetne Maske trug und von Saint-Mars von der Insel Sainte-Marguerite mitgebracht und lange bewacht worden, starb heute gegen 10 Uhr Abends, nachdem er sich gestern nach der Messe etwas unwohler gefühlt hatte, ohne aber irgend eine bedeutende Krankheit gehabt zu haben. Herr Giraut, unser Almosenier, ließ ihn gestern beichten. Vom Tode überrascht, konnte er das Sacrament nicht empfangen, und unser Almosenier sprach ihm einen Augenblick vor seinem Tode noch Trost zu. Er wurde Dienstags den 20. November um 4 Uhr Abends auf dem Kirchhofe von St. Paul beerdigt. Sein Begräbniß kostete 40 Livres.“

Hier wären also endlich bestimmte Daten. Der Auszug aus den Todtenlisten bestätigte die Genauigkeit des Dujunca'schen Tagebuchs: „Im Jahre 1703, den 19. November, starb Marchialy, 45 Jahr alt, in der Bastille; sein Leichnam wurde auf dem Kirchhofe von St. Paul, seinem Kirchspiel, am 20sten besagten Monats bestattet, in Gegenwart des Herrn Rosarget, Majors der Bastille, und des Herrn Reilh, Wundarztes der Bastille, welche unterzeichneten.“ Dieser Auszug wurde mit dem Original-Register verglichen, wo der Name Marchialy sehr deutlich und sauber geschrieben war.

Der Pater Griffet, der auf diese Weise das Geheimniß des Mannes mit der Maske außer Zweifel stellte, ohne zu behaupten, daß er den Schlüssel dazu habe, glaubte noch einige Thatsachen berichten zu müssen, die er aus dem Munde eines der letzten Gouverneure der Bastille, des im Jahre 1749 verstorbenen Jourdan Delaunay, hatte. Das Andenken des maskirten Gefangenen hatte sich lange Zeit unter den Offizieren, Soldaten und Bedienten dieses Gefängnisses erhalten, und viele Augenzeugen hatten ihn „über den Hof in die Messe gehen“ sehen. Nach seinem Tode war „Alles, was nur zu seinem Gebrauch gedient hatte“, Wäsche, Kleider, Matratzen und Decken, verbrannt worden; man hatte die Wände seines Zimmers abgeputzt und neu geweißt und alle Spuren seines Aufenthaltes getilgt, aus Furcht, der Gefangene möchte irgendwo ein Billet oder ein Erkennungszeichen versteckt haben; und als lange nachher der Polizei-Lieutenant Boyer d'Argenson, der die unter seiner Aufsicht stehende Bastille oft besuchte, erfahren hatte, daß man sich dort noch immer von diesem Gefangenen unterhalte, wollte er hören, was

man davon dächte, und gab auf die Muthmaßungen der Offiziere nur zur Antwort: „Man wird dies niemals erfahren!“

(Schluß des ersten Artikels folgt.)

#### Bibliographie.

- Grèce. — Von Vouquerville, Mitglied des Instituts. 6 1/2 Fr.  
Cours complet de lithographie. — Von Thénot. In zehn monatlichen Lieferungen in 4. à 4 1/2 Fr.  
Statistique de la chambre des députés. Session 1835. — Von Chatelet. 3 Fr.  
Cours d'histoire de France; lectures tirées des chroniques et des mémoires, précédées d'un précis des événements, depuis les Gaulois jusqu'à nos jours. — Von Mad. Amable Taftu. Erste Lieferung.  
Biographie maritime. Par M. Hennequin, chef de bureau au ministère de la Marine. Ouvrage dédié à S. A. R. le prince de Joinville.  
Mémoires à l'Institut royal de France, ou suite des dissertations sur la Morale chrétienne et l'harmonie du système du monde. — Von J. Vallès. 3 Fr.  
Le salon de Lady Betty. Noeuvr. anglaises. — Erzählungen von Madame Desbordes-Valmore. 2 Bde. 15 Fr.  
Sous les verroux. — Roman von H. Rabnat. 7 1/2 Fr.

## Italien.

### Die Katastrophe Leopold Robert's.

Noch ist das letzte Wort über ein auserwähltes Künstlerleben nicht gesprochen, dem ein Selbstmord so grausam ein Ziel setzte, zu einer Zeit, wo ihm — wir sprechen von Leopold Robert — Alles zu lächeln schien. Eine Frau hat es versucht, uns das Innere dieses Malers zu enthüllen und den Umständen auf die Spur zu kommen, die ihn zu jenem traurigen Entschluß bewogen. In Genf war es, wo Herr und Frau von \*\*\* in der St. Peters-Kirche zum ersten Mal mit Leopold Robert zusammentrafen. Wir geben hier das Wesentlichste von dieser anziehenden Erzählung.

In den drei Wochen, welche Herr und Frau von \*\*\* in Genf zubrachten, begegneten sie überall, sie mochten durch die Straßen der Stadt gehen, oder deren Umgebungen besuchen, einem und demselben Unbekannten; er war immer allein und hatte das Ansehen eines Literaten oder eines Verliebten. Von Genf begab sich das junge Ehepaar aus Dole nach Venedig. Wir wollen der Frau von \*\*\* in der einfachen, aber reizenden Schilderung nicht folgen, die sie von dieser alten Stadt, von ihren „mit Wogen gepflasterten“ Straßen und von ihren Gondeln entwirft. Wir wollen eben so wenig von dem Enthusiasmus sprechen, der sie bei dem Anblick der Meisterwerke Giorgione's, Titian's, Tintoretto's, des alten Palma, Sebastian del Piombo's, Bellini's und Anderer ergreift. Unsere beiden Gatten standen vor einem Gemälde der Gebrüder Bassan, dessen kräftiges und doch so harmonisches Kolorit sie bewunderten, als sie dicht neben sich einen in Gedanken tief versunkenen Mann wahrten; der Mann wandte sich um, und sie erkannten dasselbe Gesicht, das ihnen in Genf und in den benachbarten Gegenden so oft aufgefallen war. Das Erkennen schien von beiden Seiten gleich groß; diesmal aber wagte man es, sich anzureden, ja, man benahm sich gegen einander wie alte Bekannte. Beim Scheiden übergaben Herr und Frau von \*\*\* dem Unbekannten ihre Adresse und empfingen dafür auch die seinige: es war Leopold Robert!

Man besuchte sich nun wechselseitig, zuerst aus bloßer Höflichkeit; da es aber unmöglich war, diesen liebenswürdigen, trefflichen Künstler zu sehen, ohne den Wunsch einer näheren Bekanntschaft zu hegen, so wurde er bald der Freund des Hauses. „Leopold liebte die Einsamkeit; von Natur schüchtern, ja wild, war er in Frankreich verkannt worden, und weil sein Gemüth nicht für Jedermann gleich offen lag, hielt man ihn für einen Sonderling, ja sogar für einen Duckmäuser; diese Ungerechtigkeit hatte ihm das Herz zermalmt.“

Er lebte sehr eingezogen in Venedig und verließ seine Werkstatt nur, um seine beiden Freunde zu besuchen; bei ihnen allein fühlte er sich ganz wohl und ganz glücklich. Wie sehr mußte es also Herrn und Frau von \*\*\* bekümmern, als sie die Besuche des jungen Malers seltener werden sahen! Sie machten ihm verbindliche Vorwürfe darüber, und Leopold kam wieder häufiger; aber wo er auch seyn mochte, eine gewisse Schwermuth schien ihn nicht mehr verlassen zu wollen.

Eines Abends, als sie zusammen eine Wasserfahrt machten, begegneten sie einer Gondel, aus welcher eine süße, geheimnißvolle Musik ertönte; auf dem Vordertheil standen zwei Damen und ein älterer Herr; ihre elegante Kleidung und die prächtigen Wappen an dem Fahrzeuge verkündigten reiche und vornehme Venetianische Edle; die eine der beiden Damen war von bezaubernder Schönheit. Leopold betrachtete sie, halb aus der Gondel hinausgelehnt, nicht wie der Beobachter von Genf, sondern wie ein von Liebe Verückter, der Leben oder Tod von einem Blick, von einem Zeichen, von einer Bewegung zu erwarten scheint. Die flüchtige Barke verweilte einige Augenblicke, dann glitt sie auf den Wellen davon und verschwand. Leopold blieb, wie von einem Zauber gebannt, lange Zeit in seiner angenommenen Stellung, bis endlich die Gondoliere ans Ufer stiegen und die Gesellschaft sich trennte.

Am folgenden Tage war Leopold sehr traurig, und seine veränderten Züge bewiesen, daß er sich unter der Last der beständigen Leidenschaft quälte. Aber die Freundschaft, wie die Liebe, dringt in die innersten Falten des Herzens und entdeckt leicht die Geheimnisse desselben. So hatten auch Herr und Frau von \*\*\* bald errathen, daß ihr Freund jene reizende Venetianerin nicht zum ersten Mal gesehen, und sie sag-

ten es ihm. Leopold gestand es; er erzählte ihnen nun selbst mit der rührendsten Hingebung, wie seine Leidenschaft entstanden, und wie sie zu einem Feuer in ihm entbrannt sey, das durch nichts gelöscht werden könne. Er hatte sie zuerst in der Kirche gesehen, diese himmlische Jungfrau, dann im Theater in einer Loge dicht neben der seinigen, und er hatte gehört, es sey die Tochter des Marquis Enrico \*\*, eines der angesehensten und begütertesten Edelleute Venedigs. Diese Entdeckung war „wie ein Eisberg“ auf sein Herz gefallen; aber dennoch träumte er, sein echtes, gediegenes Talent werde ihn bis zur Höhe der jungen Signora erheben, und die Hoffnung, sich von ihr geliebt zu sehen, eine Hoffnung, von der er sich nicht heilen lassen wollte, wich nie von ihm.

Als Leopold einst in Gedanken verloren im Dogenpalast auf und nieder wandelte, fand er sich plötzlich zur Seite der schönen Venetianerin; er hatte anfangs nur eine enthusiastische Musikfreundin in ihr bemerkt, nun liebte sie auch die Malerei und urtheilte wie eine Künstlerin über die Gemälde! Dieses weibliche Wesen füllte jetzt alle seine Träume aus, es war sein tröstender Engel, das Leben seines Lebens geworden.

Bald verbreitete sich das Gerücht, daß ein fremder Maler, dessen Talent schon dem Talent der Leonardo da Vinci's und der Titiane gleich komme, sich in Venedig aufhalte. Mehrere hohe Personen baten Leopold Robert um die Erlaubniß, sein Atelier besuchen zu dürfen. Einer der Ersten, die sich einfanden, war der Marquis Enrico \*\*, allgemein bekannt durch seine Kunstliebe und durch seine reiche Gemälde-Gallerie. Er bewunderte die Werke des jungen Malers, lobte seine schönen Anlagen, bat sich seinen Besuch aus und drückte ihm beim Weggehen recht herzlich die Hand.

Voller Freude und Hoffnung nahm Leopold diese Einladung an; er begab sich oft in den Palast des Marquis, und sein Leben war nun eine ununterbrochene Folge von trügerischem Glück; er sah Marien tagtäglich, ertheilte ihr Unterricht im Malen, begleitete sie ins Theater, und jedes Wort aus ihrem Munde war ihm ein Wort der Hoffnung und der Seligkeit. Ach! die natürliche, freimüthige Marie fühlte sich zwar glücklich bei Leopold's sorgsamem Gefälligkeit, seine Liebe aber erwiderte sie nicht.

So verfloßen zwei Monate unter den süßesten Täuschungen. Eines Abends empfing Leon (so hieß der Gatte unserer jungen Dolerin) ein Billet von seinem Freunde; es enthielt nur die wenigen Worte, mit zitternder Hand geschrieben: „Ich bedarf Ihrer; ich erwarte Sie.“ Herr von \*\*\* ging auf der Stelle zu ihm; er fand Leopold im Bett, ganz eingefallen und zerknickt, daß es zum Entsetzen war; ein hitziges Fieber tobte in allen seinen Gliedern. Aus den unzusammenhängenden Reden, die er aus seiner brängligsten Brust hervorbrachte, konnte Leon so viel entnehmen, daß die Tochter des Marquis Enrico \*\* sich mit einem jungen Edelmann vermählen wollte, den sie innig liebte. Bei dieser Nachricht, die Leopold durch den Marquis selbst erfahren hatte, war sein Herz gebrochen, seine Vernunft gewichen, und mit einem schrecklichen Wahnsinn behaftet, der ihm alle seine Geisteskräfte raubte, war er nach Hause zurückgekehrt.

Herr von \*\*\* glaubte zu bemerken, daß seine Gegenwart das Uebel des Kranken noch verschlimmerte; er entfernte sich also schleunigst und eilte, einen Arzt zu holen. „Als er zurückkam, war ein großer Aufstand auf der Straße; die Thür des Hauses stand offen . . . ein dunkles, furchtbares Vorgefühl bemächtigte sich seiner . . . seine Kniee wankten . . . Als er den dritten Stock erreicht hat, sieht er Leopold's Zimmer geöffnet und mit Menschen gefüllt . . . Er drängt sich durch die Menge . . . Ein Feuerrohr hatte diesem liebevollen, ruhmreichen und tugendhaften Leben ein Ende gemacht . . .“ (Echo de Vaucluse.)

## Mannigfaltiges.

— Indo-Germanisches Sprachstudium. Nicht bloß aus Paris und London geben uns Nachrichten von der Anerkennung zu, welche die von unserem gelehrten Mitbürger, Herrn Professor Bopp, aufgestellten Grundsätze der vergleichenden Sprachkunde finden. Auch aus St. Petersburg, dessen Akademie namentlich in Bezug auf orientalische Sprach-Studien ein bedeutendes Gewicht in der Europäischen Waagschale hat, wird uns in dieser Beziehung Erfreuliches gemeldet. Im neuesten Blatte der Nordischen Biene liest man: „Herr Prof. Lenz, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der gelehrten Welt bereits durch die Herausgabe des „Arwast“ bekannt, eröffnete am 13ten d. M. an der hiesigen Universität eine Vorlesung über Sanskrit-Sprache und vergleichende Grammatik. Herr Lenz wird in seinen Vorlesungen die Sanskrit-Grammatik mit denen der Griechischen, Lateinischen, Gothischen und Slavischen (Kirchen-) Sprache, in beständigem Hinblick auf den Indo-Germanischen Sprachstamm, vergleichen. Der junge Akademiker ist ein Schüler des Prof. Bopp in Berlin, des Schöpfers der neueren vergleichenden Sprachkunde. Die Vorlesungen werden in Französischer Sprache gehalten. Die Methode des Herrn Lenz zeichnet sich durch große Klarheit und Urtheilskraft aus, weshalb dieser auf der hiesigen Universität bisher noch nicht in öffentlichen Vorträgen behandelte Gegenstand sich des Beifalls aller Männer vom Fach erfreut.“

— Ein Winter in Rußland. Unter diesem Titel ist in Deutschland ein Buch angekündigt worden, von welchem bereits mehrere Auszüge in bekannten Zeitschriften als Proben gegeben wurden. Herr Bulgargin nimmt davon Veranlassung, in der „Nordischen Biene“ zu erklären, daß diese Auszüge sehr viele unrichtige Darstellungen enthielten, und daß das Buch, wenn es verhältnismäßig eben so viele Unrichtigkeiten enthalte, dem Deutschen Publikum einen ganz falschen Begriff von den gesellschaftlichen Zuständen Rußlands geben würde.